Die drei guten Werke : Erzählung [Schluss]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 24

PDF erstellt am: **05.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-673068

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XLIII. Jahrgang | Zürich, 15. September 1940 | Heft 24

Leg' dein Leid in Gottes Hand.

Zum Bettag.

Leg' dein Leid in Gottes Hand,
Sorg' nicht für den andern Morgen,
Wieviel Kummer, wieviel Sorgen
Hat er gnädig schon gewandt;
Leg' dein Leid in Gottes Hand.

Zieh' im Glauben deine Bahn,
Bete, bete recht von Herzen,
Unter Tränen, unter Schmerzen
Kündet sich der Himmel an;
Zieh' im Glauben deine Bahn.

Armes Herz! Verzage nicht,
Sei getrost und laß dein Klagen;
Gott im Himmel hilft dir tragen,
Wenn es dir an Kraft gebricht;
Armes Herz, verzage nicht!

Leg' dein Leid in Gottes Hand!
Du auch wirst den Himmel finden,
Sorg' und Kummer müssen schwinden,
Aufwärts deinen Blick gewandt;
Leg' dein Leid in Gottes Hand!

A. Heider-Bindschedler.

Die drei guten Werke.

Erzählung von Alfred Huggenberger. (Schluß.)

III

Die beiden Männer sind noch nicht lange weg, so tritt Annette mit zwei gewaltigen, selbstverfertigten Papierblumensträußen in die Stube und pflanzt diese in wohlabgemessenem Abstand auf dem Familientische auf, immer wieder aus Distanz nachprüfend und verbessernd. Sie steckt jetzt in einem modernen Fähnchen, das die Arme freigibt und ohnedies Mühe hat, ihren wohlgeratenen Wuchs in Schranken zu bannen. Nun steht sie am Spiegel, der mit einem wuchtigen Kranz ebenfalls eigener Mache geschmückt ist; sie prüft die Haaraufmachung nach und müht sich, ihre natürliche Anmut mit dem Lippenstift etwas zu unterstreichen. Hierauf bringt sie die beiden Gipsengel auf den Ofenecken abwägend in ihre vorteilhafteste Stellung und staubt die Rahmen der drei Öldruckbilder ab, die sie am letzten Martinimarkt in Unterberg an dem großen Schmückedein-Heim-Stand gekauft hat.

Wie die eifrig Schaffende einmal an einem Fenster kurze Ausschau hält, nimmt sie wahr, daß soeben ein junges, hübsches Maitlein sein Zweirad an den Gartenhag des Hauses zum Rebhof anlehnt und leichtfüßig die Steintreppe hinaufsteigt. Es ist Regine Lienhart, eine weitläufige Verwandte von den Höfen, die oft bei der Rebenarbeit mithelfen muß. Annette denkt einen Augen-

blick angestrengt nach, die Finger der rechten Hand an die Stirne gelegt. „Ich hab's, ich hab's!" ruft sie jetzt plötzlich fast überlaut aus. „Das wird fein werden!" Sie springt der jungen Base, kaum daß diese in die Stube tritt, mit offenen Armen entgegen. „Regine — Regine! Du erscheinst mir wie ein Engel vom Himmel!" Sie legt der Überraschten einen Arm um den Hals und bittet und bettelt, bis sie kaum noch zu Atem kommen kann: „Regine, du kannst einen Gotteslohn an mir verdienen! Du mußt für ein halbes Stündchen die Rebhof-Annette spielen! Mein Vetter Friedli Stöhr vom Beeribrunnen muß dein Vetter sein! Das Hübschtun, das darfst du natürlich an ihm nicht sparen, weil er doch mein lieber Bräuterich werden will! Und wenn er dir den Heiratsantrag macht, mußt du tun, als ob das ‚Ja' nur an einem Fädelchen hinge! — Gelt, du tust mir doch den kleinen Gefallen...!"

Die solchermaßen Überrumpelte muß sich erst einmal einen Augenblick besinnen. „Warum willst du das denn nicht selber machen? Wo du doch so festlich angezogen bist?"

„Ich habe einfach keine Zeit! Warum, das wirst du dann schon erfahren. Und dann würde mir so etwas auch nicht liegen. Ich bin viel zu zart besaitet."

Regine überlegt noch einmal. Sie ist schon ein ganz klein wenig von dem Abenteuer besessen. „Ein Heiratsantrag? — Das wär' nun allerdings einmal eine Abwechslung in meine Tage hinein! Da darf ich die Gelegenheit nicht verpassen! Aber wenn ich dann dem Herrn Vetter nicht in die Augen passe?"

Annette ist hierüber unbesorgt. „O — der nimmt's mit dem Äußern nicht so genau — besonders weil er an einen Zwanzigtausender denkt. Muß ein scheußlich trockener Gespan sein, der mit den Mädchen nur über eine Mauer hinweg zu schwatzen wagt."

Das muntere Ding ist nun bereits unternehmend geworden. „Nun — wenn er keine Mucken hat — ich werd' ihm schon welche beibringen!"

Annette wirft einen vorsichtigen Blick durchs Fenster und fährt erschrocken zurück. „Jeß — da ist er ja schon!" Sie holt rasch ein Arbeitskörbchen aus dem Wandschrank und stellt es vor Regine hin. „Ich bin denn also in der hintern Stube, wenn er etwa zu unkultiviert werden sollte. Ein Schöppchen mach' ich dort für euch bereit; ein bißchen einheizen darf man so einem hölzernen Hochzeiter schon! Und das Rad, das will ich dir versorgen!"

Kaum eine halbe Minute darauf steht der erwartete Freier in der Stube. Wie ihn Regine mit einem raschen Blick nur oberflächlich mustert, schießt ihr eine leichte Röte ins Gesicht. Das ist ja der junge Wandersmann, dem sie heute daheim auf der Zeltegg von ihrem Kammerfenster aus zusah, wie er einem jungen Hausrötelchen das Leben retten wollte, und der dann nachher beim Gubelhofe nach einer raublustigen Katze warf! Die Entdeckung belustigt sie zwar einerseits; doch verhehlt sie sich nicht, daß sie nun vor einer ganz neuen Sachlage steht. Wird ihr das kleine Wohlwollen, das sie unbewußt für den Fremdling gefaßt hat, die Aufgabe nicht erschweren?...

Friedli Stöhr hat seiner Seele einen Puff gegeben, bevor er die Tür aufmachte; er steht nun, die Klinke noch in der Hand, ziemlich breit und tapfer in der Stube. „Grüß Gott, Jungfer Base! So, da wären wir ja. Ich bin denn also der Vetter vom Beeribrunnen", sagt er, genau wie er es sich vorgenommen; ein bißchen burschikos, mit einem trockenen Lächeln sogar. Er ist nämlich ohne die geringste Hoffnung in das Haus zum Rebhof eingetreten: die Wirtin im „Hirschen" hat ihm unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mitgeteilt, daß seine Base Annette schon seit über zwei Jahren mit einem im Dorf gehe und wahrscheinlich im Herbst heiraten werde. Der Alte sei allerdings noch ein bißchen dagegen, aber das trage ihm nichts ab.

Dennoch sieht er jetzt die von ihm in Aussicht genommene, ziemlich glatte und wenig aufregende Abwicklung des gemächlichen Rückzuges bereits stark in Frage gestellt. Alles ist gründlich anders, als er es sich vorher mit Verschwendung von Geisteskraft ausgedacht und zurechtgelegt hat. Das Traumbild von gestern nacht ist plötzlich in einer tiefen Versenkung verschwunden; statt der Vogelscheuche, die er zu sehen halb und halb erwartet hat, steht ein frisches, wohlgemachtes Mädchen vor ihm, rank und schlank — und, wenn er recht hinsieht, wahrhaftig zum Verliebtwerden hübsch! Der erste Gedanke, der ihn durchblitzt, ist der: Zum Totschießen, daß du da zwei Jahre zu spät kommst! Er wundert sich nur, wie unbefangen sie ihn willkommen heißen und ihm einen Stuhl in ihrer angenehmen Nähe zurechtrücken kann.

Friedli Stöhr ist kein Diplomat wie sein Vetter Enoch; aber eine leise Ahnung sagt ihm, daß hier etwas nicht stimmt. Entweder hat man die Arglose falsch oder gar nicht berichtet — oder dann muß sie irgend etwas im Schilde führen, diese anmutige Hex'! In ihren Mundwinkeln hält

sich ja schon das Lachen versteckt. Sei auf der Hut, Friedli! An drei Körben hast du genug, den vierten kannst du dir ersparen! Wäre es nicht eine Albernheit, dir einzubilden, daß so ein liebes Sonntagskind nun just auf dich gewartet hätte?

Regine unterhält sich gelassen mit ihrer Arbeit und schielt daneben etwa verstohlen nach dem verlegenen Freiersmann hinüber, der seinerseits ängstlich darauf bedacht ist, sie von seiner angehenden Verliebtheit, die ihm schon ordentlich zu schaffen macht, nichts merken zu lassen. Aber er weiß ja nur zu gut, daß nun doch irgend etwas Ernsthaftes geschehen muß — und wenn's eben doch nur auf den anständigen Rückzug hinausginge. So legt er denn mit einem knappen Anlauf los.

„Ja — Jungfer Base — wenn Sie mir's nicht übelnehmen — ich habe Sie ganz im Vertrauen etwas fragen wollen. Sie werden wohl so ungefähr von weitem eine Ahnung haben, warum es mich nach Surschachen herab und in dieses Haus hineingeschneit hat."

Regine unterhält sich einen Augenblick ziemlich eingehend mit ihrer Häkelarbeit. „Eine Ahnung habe ich sozusagen nicht", bringt sie dann etwas ausweichend vor. „Aber man weiß ja doch so halb und halb, um was es sich handelt."

„Gut, das langt einstweilen für mich." Er überlegt und überlegt, aber mit einemmal weiß er, daß er jetzt einfach ins Wasser springen und schwimmen muß, und das tut er auch ohne Bedenken.

„In diesem Fall sagen Sie mir am besten gleich offen heraus, wie der Karren steht, mit andern Worten, ob es Ihnen mehr oder weniger paßt. Ich will Ihnen nämlich keine Minute im Weg sitzen. Nur der kleinste Wink, und der Friedli Stöhr hüpft ab und geht, wo er hergekommen ist. Ich bin keiner von denen, die man nicht mehr los wird."

Sie hat sich nun schon ein wenig in ihre Rolle hineingefunden. „Mit dem Abhüpfen eilt es gar nicht so sehr. Zuerst muß man doch da sein. Ein Viertelstündchen plaudern und etwa einen guten Spaß anhören, das paßt einem jungen Maitlein immer. Auch geht einem da der Sonntag eher herum."

„Ganz nur Spaßens wegen und damit Ihnen der Sonntag eher herumgehe, hab' ich den dreistündigen Spaziergang allerdings doch nicht gemacht", gibt er launig zu. „Aber das brauche ich Ihnen ja gar nicht aufzubinden, Sie wissen alles viel besser als ich. Und über meine Verhältnisse brauche ich Ihnen auch keinen Vortrag zu halten. Folglich könnten Sie mir gewiß ebensogut gleich in dieser Minute wie erst in einer halben Stunde sagen, was ich in einem gewissen Fall für einen Bescheid bekommen würde."

Die Häkelarbeit muß nicht sehr lange auf die Antwort warten, mit der sich Regine an sie wendet, allerdings in der Voraussetzung, daß Friedli Stöhr auch davon Notiz nehme. „Man müßte halt allererst aus dem Wunder sein, was mit diesem ‚gewissen Fall' gemeint ist."

Friedli beugt sich zur Vorsicht etwas über den Tisch hin. „Hm — wenn ich das verrate — dann ist ja — gewissermaßen — alles heraus... Hä nun, es handelt sich doch um die Heiraterei, die da eingefädelt worden ist. Ich habe mir allerdings nun aufbinden lassen, es sei da ein großmächtiger Haken dabei."

„Man soll sich nie etwas aufbinden lassen."

Diese Bemerkung vermag ihn nicht zuversichtlicher zu stimmen. „Sie haben gut lachen. Sie sind im Bild, Sie wissen ganz genau, wie alles kommt oder schon gekommen ist. Sie sind nur neugierig darauf, wie dumm ich alles anstellen werde."

„Je nun — so versuchen Sie halt, es gescheit anzustellen."

Friedli Stöhr muß selber lachen. „Nur zu! Ihnen kann ich nichts schief auflesen", gesteht er mit fröhlicher Aufrichtigkeit. „Was Sie immer sagen — ich höre alles gern! Sie können sich sogar lustig machen über mich — ich höre es gern. Aber ich habe halt einfach die Auffassung, es wäre sehr nett von Ihnen, wenn Sie mir ganz offen und ehrlich heraussagen würden, ob ja oder nein."

„Früher war es üblich, wenigstens da, in unserer Gegend, daß einer zuerst fragen mußte, bevor er den Bescheid bekam."

„Mag ja wohl sein. Aber bei uns, in unserer Gegend, hätte man früher das, was ich vorhin sagte, bereits schon für eine Frage genommen. Item, ich will jetzt lieber nicht mehr durch die Blume reden. Ich sage nur: Wenn der Andere doch einmal im Ernst gilt, wenn die Annäherung sogar schon mehr als zwei Jahre alt ist — hat es da einen Sinn, daß ich hier noch im Weg sitze?"

„Sie sitzen niemandem im Weg."

Sie hat ihm bei diesen Worten so herzhaft in die Augen geschaut, daß er fast aus der Verfassung gerät. „Mit dem kann ich halt immer noch zu wenig anfangen," klaubt er nach einer Weile mühsam hervor. „Gefallen würden Sie mir, und zwar nicht nur so von Aug zu Aug. Jetzt tun Sie mir doch die Ehre an und schenken Sie mir klaren Wein ein: darf man wirklich noch ein bißchen

Hoffnung fassen? — Ist es etwas, oder ist es nichts?"

Regine muß die Hände mit der Häkelarbeit wieder einmal für einen Augenblick in den Schoß legen. „Das ist nun ja — auch wieder — fast wie gefragt."

„Ich bin doch Fragens wegen gekommen," gibt er herzlich und doch bedrückt zu.

Sie steht auf und geht nach der Türe; vor dem Hinausgehen wendet sie sich noch einmal nach ihm um. „Das Hoffen kann man einem weder verbieten noch befehlen, höchstens erlauben. Und im übrigen — es ist etwas und es nicht nichts..."

Er steht nach einer Weile bedächtig auf und nimmt den Hut vom Nagel. „Schade. Jetzt wird mir dann erst recht keine mehr gut genug sein..."

Regine kommt mit einer Flasche Wein zurück. Sie bleibt stutzig an der Türe stehen. „Was soll das bedeuten? Sagten Sie nicht, ich sollte Ihnen klaren Wein einschenken?" Sie holt geschäftig ein Glas aus dem Schrank, stellt es vor Friedlis Stuhl auf den Tisch und schenkt ein.

Er hat alle ihre Bewegungen mit fast wehmütigen Blicken verfolgt. Die Gedanken wollen ihm kraus durcheinander kommen. Er steht eine geraume Weile tiefsinnig an seinem Platz. Gehen? — Bleiben?... Eine sehr schwere Frage! — Und nun neckt sie ihn gar in einem Anflug von Schalkheit.

„Haben Sie Heimweh?"

Er ist wie aus einem Traum aufgefahren. „Sie wollen sich allweg über mich lustig machen," sagt er und sieht sich unsicher nach ihr um. Da ist es ihm, als hätte er in ihren Augen ein wunderliches Lichtlein entdeckt, klar und ohne Arg, fast kinderhaft neugierig. Sie hat es gleich wieder verbergen können, aber das Lichtlein schimmert in seiner Seele nach, und er tut sich wohl daran.

Seine Mutlosigkeit ist damit freilich nicht weggeblasen; je begehrenswerter ihm die vermeintliche Base vorkommt, um so vermessener erscheint ihm der Gedanke, sie gewinnen zu können. Und nun sucht er seiner Verzichtstimmung ohne vorheriges Erwägen mit ein paar trockenen Worten Ausdruck zu geben:

„Ich weiß schon, was Sie gegenwärtig denken, Fräulein Base. Sie denken, ich werde jetzt so schwach sein und nach dem schönen roten Surhaldener gelüstig werden." Er schüttelt verneinend den Kopf.

Sie wendet sich halbwegs von ihm ab, damit er ihr Erröten nicht bemerke. Ja — sie ist wahrhaftig ein bißchen erschrocken bei dem Gedanken, daß er nun mir nichts dir nichts fortgehen könnte. „Ein guter Gedankenleser sind Sie denn also nicht. Ich habe nämlich im Ernst erwartet, Sie würden zu mir sagen: ‚Fräulein, wollen Sie nicht auch für Sie ein Glas aufstellen?'"

Er hat das Lichtlein in ihren Augen wieder erspäht; es ist ihm dabei selber etwas wie ein Licht aufgegangen. Und er schämt sich tief seiner Unbeholfenheit. „Ja — das hätte ich sagen sollen. Es wäre mir dann daheim natürlich schon eingefallen." Damit geht er an seinen Platz zurück und setzt sich neulich. „Wollen Sie jetzt so freundlich sein?"

Es dauert nicht lange, so stoßen die beiden miteinander an. Recht zierlich, Friedli gibt sich heilige Mühe, so daß er darüber sogar die Hauptsache vergißt. „In die Augen sehen!" mahnt Regine lächelnd.

„Wenn's erlaubt ist, je länger je lieber!" bekennt er treuherzig und gibt sich daraufhin mit ziemlicher Ausdauer dem Studium ihrer Gesichtszüge hin. „Das ist wohl Anschauungsunterricht?" fragt sie ihn so nebenbei.

Er geht in sich, fast wie ein vom Gericht Überführter. „Hat sich das nicht geschickt?" — Fast ohne sein Wissen fügt er rasch noch eine zweite Frage hinzu. „Oder haben Sie am Ende gar gemerkt, wie ich vernarret bin? — O wenn halt nur das andere nicht wäre!..."

„Welches andere? Ich glaube, Sie leiden an einer fixen Idee."

„Erraten!" gibt Friedli zu. „Und diese fixe Idee heißt Konrad Mauch."

Sie blickt ihm ehrlich und offen in die Augen. „Ein Konrad Mauch ist mir allerdings dem Namen nach bekannt. Aber sonst weiß ich nichts von ihm. — Und damit wollen wir jetzt auf einen andern Gesprächsstoff übergehen."

Friedli Stöhr ist ganz aufgetaut, die stete heimliche Beklemmung ist wie ein Schatten von ihm gewichen. „Und ich schlage vor, daß wir jetzt erst recht bei dem bleiben wollen, was angefangen ist!"

Regine ist nun auf einmal nachdenklich geworden. Es macht ihr zwar einige Mühe, einen neuen Ton anzuschlagen, doch bringt sie es schließlich gleichwohl fertig. „Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß Sie an einer falschen Adresse sind?..."

Er nimmt die Einrede nicht tragisch. „O, man sagt ja, ein bisselchen falsch seien alle Adressen. Bei Ihnen freilich trifft das nicht zu, das habe ich Ihnen gleich angesehen. Mit Ihnen würde ich es wagen — das ist mein erster Ge-

Vichy.

Die kilometerlange Quaianlage am Ufer des Allier, von Napoleon III. begonnen, der als leberkranker Mann vier Kuren in Vichy machte und sich im neuen Park ein kaiserliches Chalet errichten ließ.

danke gewesen in dieser Stube. Wenn es Ihnen recht ist, so machen wir das jetzt so: Ich hole Sie morgen mit meinem Bernerwägelchen nach dem Beeribrunnen hinauf. Sie müssen sich unser Heimwesen ansehen, innen und außen. Den Garten, das Land und das Holz. Und mit meiner Mutter müssen Sie reden. Wenn es Ihnen dann bei uns nicht gefällt, so dürfen Sie es mir getrost sagen."

Sie sieht ihn mit einem geruhigen Blicke an. Ja, das tut sie, ganz ohne Umstände. Und es ist ihm gar, als sei das Lichtlein wieder eine Sekunde lang in ihren Augen gewesen.

„Und wenn es mir aber gefällt . . .?"

„Dann machen wir auf der Heimfahrt nach der Zeltegg hinab Schmollis miteinander. Ich wäre sogar schon jetzt dafür. Dann können wir uns vielleicht besser zu verstehen und zu merken geben, was wir gern voneinander wissen möchten."

Regine muß ein Lächeln verbergen. „Heut ist es wohl zu früh. Ich vermag es mir nicht auszudenken, daß sich zwei wildfremde Menschen so mir nichts dir nichts an das ‚Du' gewöhnen könnten."

Er schüttelte überlegen den Kopf. „Ganz so wildfremd sehen wir wohl doch nicht mehr aus. Und zur Vorsicht können wir ja eine kleine Buße ansetzen, damit man eher aufpaßt."

„Zum Beispiel?"

Er denkt einen Augenblick angestrengt nach. „Ihnen fällt gewiß eher etwas Passendes ein."

„Beim Pfänderspiel habe ich einmal den Ofen küssen müssen."

Friedli schielt ohne viel Unternehmungslust nach dem Ofen mit den zwei Gipsengeln hinüber. „Über die Gegend werden wir uns dann gewiß einigen können," meint er; es klingt mehr wie eine Bitte. „Natürlich wird man sich ja recht tüchtig in acht nehmen."

„Und wenn man aber doch hereinfällt?"

„Ich glaube, wir lassen es darauf ankommen. Also — gilt es?"

„Es gilt! Sie kaufen mir den Mut nicht ab."

„Einer!" ruft Friedli triumphierend. „Ich nehme Sie nämlich beim Wort."

„Auch einer!" stellt Regine nachdrücklich fest. „In diesem Fall kann man die Bußen ja gegeneinander aufheben."

„Fürs Aufheben stimme ich denn also nicht," widerspricht er bestimmt, obschon sein Atem etwas beklommen geht. Er steht bereits neben ihr und hat ihr den Arm umgelegt. „Ich bin so frei!" Aber noch ehe er sein Vergehen sühnen kann, hat sie sich ihm flink entzogen und steht nun in einigem Abstand heiteren Blickes vor ihm da.

„Ist das soo gemeint?" fragt er verdutzt. „Wollen Sie sich nicht an die Abmachung — oha — schon wieder einer!"

Regine spielt die Überlegene. „Es kommt mir halt vor, Sie verirren absichtlich. So mache ich lieber nicht mit Ihnen."

„Zwei!" triumphiert er. „Wenn ich nämlich ein Jahr warten müßte — es wird Ihnen nichts geschenkt."

„Auch zwei!" überführt sie ihn mit lachendem Mund.

Friedli Stöhr geht zögernd einen Schritt vor, kann aber den Mut nicht finden. „Jaa — und jetzt...?"

Sie ist bei seinem Vorrücken ein wenig hinter sich getreten; sie wiederholt launig:

„Und jetzt...?"

Er zieht zum Scherz sein Notizbüchlein aus der Tasche. „Wenn wir zuviel zusammenkommen lassen, müssen wir wohl Buch führen."

„Haben Sie bloß so ein Gedächtnis?"

„Wieder einer!" Friedli Stöhr kämpft einen schweren Kampf durch. Hat nicht das Lichtlein — das Lichtlein vorhin wieder in ihren Augen aufgeblitzt...? „Lachen Sie mich nicht aus, weil ich noch immer nachzähle..."

Sie wird nun doch etwas befangen. „Ach — es war doch nur ein Scherz! Wollen wir uns nicht wieder hinsetzen? Es macht der ganzen Stube ein besseres Ansehen."

Er geht stillschweigend an seinen Platz zurück, und sie tut dasselbe, ohne aber einstweilen die Arbeit wieder aufzunehmen. Nach einer Verlegenheitspause bringt Friedli zweitmals die gedrückte Frage vor: „Und jetzt...?"

„Und jetzt...?" wiederholt sie prompt.

„Wenn Sie mir nur wenigstens einen, einen allereinzigen geschenkt hätten," bringt er nach einer Weile treuherzig, mit innigem Bedauern vor. „Ich habe dich halt einfach gern!"

Regine besinnt sich einen Augenblick, dann rückt sie herzhaft aus. „Es muß jetzt gleich gesagt sein: Ich mag dich auch! Schon weil du dich heute auf der Zeltegg oben des jungen Hausrötelchens so schön angenommen hast. Man hat halt manchmal einen Zuschauer, ohne daß man daran denkt. Ich wäre am liebsten auf die Straße hinausgekommen und hätte dir einen Kuß gegeben. Du bekommst ihn aber jetzt doch."

Es ist bereits geschehen. Er sitzt fast erschrocken da; erst nach und nach taut er beglückt auf. „Ich habe dir den meinen halt nicht geben können — es ist zu schnell gegangen."

Und nun holt er das Versäumte redlich nach. Sie wehrt nach einer Weile leicht ab. „Mir scheint, die Buchführung wäre überflüssig gewesen."

Friedli ist nicht ganz gleicher Meinung. „Nach meinem Gefühl habe ich von Ihnen nicht ganz alle bekommen. Ei — nun fall' ich ja nochmals herein!"

Während er sein Versehen gutmacht, erscheint, von beiden unbeachtet, Annette in der leise geöffneten Türe. „Darf man gratulieren?" fragt sie mit sauersüßem Lächeln, scheint indes über das vetterliche Annäherungstalent nicht im geringsten erstaunt zu sein. „Regine — nur auf zwei Minuten...!" bittet sie mit dringender Gebärde, und schon ist sie mit der Angerufenen aus der Stube weg.

„Ahaa — da ist noch eine zweite auf Lager?" Der glückliche Freiersmann sitzt gelassen an seinem Platz, wenig erbaut zwar über die Störung, aber auch nicht im geringsten beunruhigt.

In diesem Augenblick kommt sein Vater in beinahe aufgelöstem Zustande von außen hereingestürzt. Er lauscht eine Sekunde lang vorsichtig nach dem Gang zurück, schießt dann auf den Sohn zu und raunt ihm in höchster Erregung ein paar Worte ins Ohr:

„Mach dich dünn, wenn ich dir gut zum Rat bin! Fahr app! Du bekommst eine Hyäne ins Haus!"

Friedli wiegt, ruhig, aber bestimmt verneinend, sein hochzeiterliches Haupt. „Sie hat mir nun wirklich nicht diesen Eindruck gemacht."

Der Beeribrunner wird vor Sorge und Angst beinahe konfus. „Eindruck hin oder her! Komm — die Gelegenheit ist günstig! Der Diplomat hat im Stall was auszuknobeln. Nichts wie fort! App!"

In dem angehenden Bräutigam steigt die Befürchtung auf, daß bei seinem Vater etwas nicht mehr stimme. Dementsprechend wendet er nur ganz bescheiden und beschwichtigend ein: „Aber — was kommt Euch denn an? Jetzt, wo ich so eine Heidenarbeit gehabt habe! Und überhaupt — so etwas geht doch jetzt nicht mehr!"

Der Vater setzt sich wie erschlagen auf die Fensterbank. Also du hättest im Ernst mit ihr angebandelt?" seufzt er tonlos.

Friedli wirft sich ein wenig in die Brust. „Dem sagt man nicht bloß angebandelt — du hättest nur etwas früher kommen sollen."

Nun faltet der entsetzte Vater seine großen Werktagshände wie zum Gebet. „Du bist verloren — der ganze Beeribrunnen ist verloren, wenn die nur einen Viertelsvierling von diesem Radikalinski geerbt hat!" Er schnellt plötzlich auf und faßt den Sohn beim Rockärmel. „Rette dich, eh' er hereinkommt! Ich will die ganze Suppe für dich ausfressen! — O, wenn du wüßtest, wie gut es dein Vater mit dir meint!"

Friedli bleibt fest wie ein Fels. „Ich habe halt den Eindruck, sie meine es auch gut mit mir."

Samuel Stöhr ist todunglücklich. Mit dünner Stimme führt er seine letzte Reservetruppe ins Feld: „Aber ums Himmels willen — sie hat ja ein Verhältnis!"

„Mir gar nichts Neues: ich, ich bin derjenige, welcher!"

Mit der Fluchtmöglichkeit ist es nun vorbei, der Vetter Ramsberger steht in der offenen Tür. Ohne Rock, die Hemdärmel zurückgestülpt, sieht er eher wie ein tatbereiter Rausschmeißer aus als wie ein friedlicher Gastfreund. Bei seinem Erscheinen hat der alte Beeribrunner sofort alle Willenskraft eingebüßt. Er sitzt klein und geduckt da, wie ein angebundener Hund, der die Peitsche über sich surren hört.

Der Vetter beachtet ihn mit keinem Blick. Seine Augen hangen scharf an dem etwas überraschten Hochzeiter. Erst nach einer geraumen Weile vermag er die Sprache zu gewinnen.

„Bevor ich hereinkomme — bevor ich willkomm sage, will ich das eine wissen: Willst du sie oder willst du sie nicht? Ich bin radikal."

„Er will sie!" haucht der Vater, freudige Erregung heuchelnd; aber seine Armesündermiene stimmt nicht zum Ton der Stimme.

„Hab' ich dich gefragt?" herrscht ihn der Rebhofer an. „Mit einem, der meinen feldbesichtigten Dickkopfweizen verschimpfiert, mit so einem geb' ich mich überhaupt nicht mehr ab."

Wie um gut Wetter zu machen, fügt Samuel Stöhr seiner ersten Äußerung zaghaft bei: „Und sie will ihn auch..."

Der Ramsberger ist nun bis in die Mitte der Stube vorgerückt und mustert Friedli von oben bis unten.

„Du wärest auch alt genug zum Reden. Was der da sagt, ist Mist."

Der Hochzeiter fällt von einer Überraschung in die andere. Er steht auf und wendet sich mit ziemlicher Bestimmtheit an den vermeintlichen Brautvater.

„Herr Vetter — es wäre ja alles recht. Aber wenn Ihr so mit meinem Vater umgeht, dann..."

„Was dann...?" Der Kopf des Erregten neigt sich steif auf die linke Schulter hin. Er ringt ohne Erfolg nach Worten.

Friedli hat merkwürdigerweise mitten in seiner Verwirrung Zeit gefunden, an Reginens liebe Augen zu denken und lenkt infolgedessen beschwichtigend ein. „Herr Vetter, das Maitli gefällt mir also über die Maßen gut, und wir sind miteinander einig geworden. Jetzt bin ich so frei und frage Sie..."

„Schon gut, schon gut!"

Die Spannung im vetterlichen Genick hat sich plötzlich wieder gelöst. „Der Schangli hat doch wenigstens Manieren, nicht wie —" er schießt einen unsäglich bedauernden Blick auf den beklommen dasitzenden Alten und fährt dann mit unmittelbar eingetretener Gelassenheit fort:

„Damit keine Zeit verloren geht, kann man die Fragerei nach dem Essen behandeln. Eines ist mir schon ein kleineres Rätsel: daß du den Setzkopf so schnell und ohne mein Dazutun herumgebracht hast." Damit tritt er zur Türe und ruft in den Gang hinaus: „Annette, du wirst gewünscht."

Und nun nimmt er auf der Bank neben dem alten Beeribrunner Platz und wendet sich, als wenn nie ein Widerwort zwischen ihnen gefallen wäre, in freundlich belehrendem Tone an ihn: „Du brauchst ihnen nur auf die Augen zu sehen, dann merkst du bald, wieviel Uhr es geschlagen hat. Ich kenne mich aus in der Branche." Aber in derselben Sekunde glüht eine giftige Hinterhältigkeit in seinen verkniffenen Äuglein auf. „So — Vettermann, jetzt ist dann alles in Butter! Jetzt kannst du einmal genießen und erleben, wie man zwei Beeribrunner Hofnarren am Seil herunterläßt!"

Friedli Stöhr sitzt aufs höchste gespannt auf seinem Stuhl, immerhin von der festen Hoffnung

beseelt, es müsse alles zuletzt ans rechte Ende gelangen. Jetzt tritt Annette mit verweinten Augen herein. Gesenkten Blickes geht sie auf Friedli zu und hält ihm zögernd die Hand hin.

„'n Abend, Herr Vetter."

Verdutzt aufstehend, erwidert dieser ebenso steif und hölzern den Gruß:

„'n Abend, Jungfer Bas."

„Keine Zimperlichkeiten! Ihr braucht euch vor uns nicht zu verstellen," ermuntert der Rebhofer die beiden im Tone einer zum voraus verzeihenden Freundlichkeit. „Ihr könnt euch aufführen, wie wenn ihr ganz allein in der Stube wäret."

Annette nimmt die Schürze vors Gesicht und fängt leise zu schluchzen an. Der Brautwerber kraut sich in grenzenloser Verlegenheit in den Haaren.

Enoch Ramsberger vermag keinen Blick von seiner Tochter abzuwenden. Mit mühsam erzwungener Gelassenheit ordnet er an, was ihm jetzt als das einzig Zweckdienliche erscheint:

„Wenn es wahr ist, was der da geplappert hat, dann habt ihr euch augenblicklich einen Kuß zu geben, quasi den Verlobungskuß! Da, vor unsern Augen! Ich bin radikal."

Annette schluchzt noch heftiger. Friedli aber wagt endlich die bescheidene Einwendung, daß das ja gar nicht die Richtige sei ...

Der Vetter schießt auf. Nicht nur sein Genick, das ganze Männlein ist plötzlich steif geworden. Nur die Lippen bewegen sich wie in Zuckungen, aber reden kann er einstweilen nicht.

Nach einer schwülen Pause legt Annette endlich mit der erlösenden Auskunft los: „Die Regine Lienhart auf der Zeltegg ist halt dummerweise herabgekommen, wegen der Rebenarbeit, und da bin ich dummerweise mit ihr verwechselt worden. Ich bin unschu-hu-huldig!"

Der Ramsberger steht noch immer da wie eine Wachsfigur, vermag nur die tiefgefühlten Worte herauszubringen:

„Hoffentlich — sehr hoffentlich! "

Nachdem sich Annette nach der Nebenkammer hinüber verzogen hat, tritt jetzt Regine leise herein.

„Da wär' denn also die Sünderin!" bekennt sie mit rotem Kopf, aber immerhin beherzt und unbefangen. „Eigentlich schuld bin ich auch nicht, denn ich bin ebenfalls verwechselt worden. Dazu geholfen hab' ich freilich, und zwar der Annette zulieb. Man sagt ja, es tue selten gut, wenn sich Verwandte heiraten."

Jetzt wendet sie sich zu dem verdutzt dastehenden Friedli. „Bei dem nichtverwechselten Herrn Vetter muß ich schön abbitten. Es war nicht bös gemeint."

„Ich hatte wirklich auch gar nicht den Eindruck", gesteht Friedli launig. „Überhaupt, Sie brauchen gar nicht abzubitten — — ach — da fall' ich ja schon wieder herein!" Er kann es sich nicht versagen, er legt Regine den Arm um. „Ich bin so frei!" Anschließend daran macht er seine Verfehlung gut.

Enoch Ramsberger bekommt eine leichte Halssteife. „D-d-das ist ja der reinste Dong Schuang!" Semi Stöhrs Augen aber ruhen mit seliger Bewunderung auf seinem Sprößling. „Daas hast du aber glänzend gemacht, mein Sohn!"

„Der Scherz ist also jetzt vorbei, daß Sie es wissen!" mahnt Regine den zutunlichen Freier mit erhobenem Zeigefinger.

„O — mir ist's ja viel lieber, wenn's endlich Ernst gilt!" lenkt dieser beschlagen ein.

Sie wehrt gelassen ab. „Warten Sie nur erst, bis Sie alles wissen."

Der Rebhofer ist nun auf einmal wieder zur vollen Handlungsfreiheit erwacht. „Ich will es ihm jetzt gleich zu wissen tun, was er wissen muß! Ich will ihm sagen, was so eine verwechselte Madam und Taglöhnerin mitbekommt, wenn sie bloß dem Wegknecht Lienhart auf der Zeltegg seine ist! Was eine mitbekommt, wenn ihrer Sechse zum Teilen sind, und der Alte kann sein Vermögen auf einem Löffelrücken mit in den Himmel nehmen! — Ich bin radikal."

Aber jetzt vermag auch der alte Beeribrunner sein Selbstgefühl gegenüber dem großmauligen Vetter notdürftig zusammenzuraffen. Er sagt ganz unverfroren zu seinem Sprößling: „Laß du den nur maulen! Es verlangt von dir niemand, daß du Geld erheiratest, wenn du nur eine brave Frau heimbringst. Und ich glaube, du hast im Verwechseln Glück, die da macht bei mir verschiedene Punkte mehr als die andere — abgesehen von der Abstammung."

Dieser Schuß fährt dem Vetter richtig wieder ins Genick. „Jetzt ist's aber Schluß! Ich bin radikal! Die ganze Vetterei kann mir den Buckel hinaufsteigen! Der Fraß im ‚Ochsen' ist eineweg nicht für euch bestimmt gewesen, daß ihr's nur wißt!"

Unwillkürlich sieht er jetzt nach der Uhr und fährt leicht zusammen. „Annette!" ruft er nach der Nebenstube hinüber. „Annette — weißt du nicht, daß halb sechzehn Uhr längst vorüber ist?"

Die Angerufene hat bereits bei der Türe gestanden; sie geht nun auf ihn zu, das Gesicht mit

dem Tüchlein bedeckend. „Da — lies! Der Haniß hat mir das Brieflein eben jetzt zum Fenster hereingeworfen; ein Kinderlehr-Knabe von Wyniken habe es ihm abgegeben."

Enoch Ramsberger faltet das Blättchen bedächtig auseinander und liest, von den andern abgewendet, unter der Stimme vor sich hin:

„Wertes Fräulein! Habe schon lang — etwas gemerkt, jetzt aber — hat's — geschellt. Bin nämlich kein — so einer, wo — man die andern — damit fangt. Könnt meinetwegen Heiratsvettern beschicken bis auf — tausend. Bleibe heute nicht un—verlobt, wende mich — an eine früher im — Aug' — gehabte — Person. Rudolf Wyniker."

Der Rebhofer kann nicht sogleich sprechen. Er zerreißt das Blatt in Fetzen und wendet sich dann, nachdem er sich etwas beruhigt hat, an seine Tochter, die niedergeschlagen auf der Ruhebank sitzt. „Nicht flennen — dieser Sorte von Hühnern hab' ich schon von Anfang an nicht getraut. Wir bleiben bei der alten Garnitur."

Annette richtet sich jetzt horchend auf. „Ist nicht die äußere Türe gegangen ...?" Und nun klatscht sie beglückt in die Hände. „Juhuu — der Konrad, der Konrad!"

Samuel Stöhr ist aufgestanden. „Ich glaube, wir drei haben einstweilen in diesem Hause nicht mehr viel zu suchen. Wir wollen uns nicht in fremder Leute Familienangelegenheiten einmischen." Aber der Rebhofer nötigt ihn wieder zum Sitzen. „Nichts da! Es tut euch gut, einmal zuzusehen, wie es bei einer unverwechselten Verlobung und dazu in einer richtigen Familie normalerweise zugeht."

Inzwischen ist der erwartete Freier, ein stämmiger Bauernbursche mit währschaftem Schnurrbart, richtig eingetreten. „So — da wären wir ja," sagt er trocken. „Es ist zwar noch nicht ganz sechzehn Uhr."

Der Rebhofer geht rasch auf ihn zu und gibt ihm die Hand. „O — es kommt auf eine Viertelstunde nicht an," sagt er in verbindlichstem Tone. „Bis willkommen in der Stube! Es gibt dann also kein langes und kein breites: weil es meine Tochter nicht anders tut, will ich dir das Fragen geschenkt sein lassen. Wenn es dir recht ist, so gehen wir jetzt gleich in den ‚Ochsen' hinüber. Das Essen ist in der Mache. Drei Gänge."

„Ich habe keinen Hunger," sagte der Freier eiskalt.

„Den Wein habe ich eigenhändig ausgelesen," ergänzt der Bauer, wie wenn er die Rede überhört hätte.

„Ich habe keinen Durst."

„Mach keine dummen Späße!" wehrt der Rebhofer leichthin begütigend ab; aber der Verstockte geht nicht auf den Ton ein. „Wenn ich gern verrückte Briefe schreiben würde, wäre ich überhaupt gar nicht hergekommen," sagt er. „Ich wollte Euch nur höflich anfragen, ob Ihr nicht Lust hättet, mit mir und mit dem Rudolf Wyniker von Wyniken im ‚Hirschen' droben eine Partie Karten zu spielen."

„Aber Konrad — — ich sterbe, wenn du mir so etwas antust!" läßt sich jetzt Annette unter Schluchzen vernehmen. Der ungetreue Liebhaber hat jedoch nur ein Lächeln für sie übrig. „Wir wollen es darauf ankommen lassen," sagt er ruhig und empfiehlt sich.

Es ist eine geraume Weile still in der Stube. Friedli ist der erste, der diese Stille zu unterbrechen wagt. „Du, Vater — die Regine weiß alles! Und dem armen Hausrötelchen auf der Zeltegg habe ist es zu verdanken, daß alles so wunderbar gegangen ist."

Samuel Stöhr muß sich wahrhaftig die Augen ausreiben. „Mit einem guten Werk ist man noch nie fehlgegangen."

„Und die getigerte Katze beim Schwettihof habe schon seit drei Jahren nur in einem Auge gesehen," ergänzt Friedli entlastet.

„Der reinste Heiratstempel, meine Bude," knurrt Enoch Ramsberger in sich hinein und kommt dann gleich aus Rand und Band. Er langt die Papierblumensträuße aus ihren Vasen, reißt auch den Spiegelkranz herunter und wurstelt alles zu einem Knäuel zusammen, den er kurzerhand zum Fenster hinauswirft. „Meine Feststimmung ist bereits verjährt. Und für Hergelaufene ist bei uns nicht dekoriert."

„Was werden die Leute sagen!" seufzt Annette vorwurfsvoll.

„Die Leute haben mir einen Dreck zu befehlen!" polterte er heraus. „Du brauchst mir nicht noch gute Lehren zu geben, es ist doch alles wegen dir! Daß ich jetzt am Seil hange, daß ich für alle Zeiten blamiert bin, daß ich in der nächsten Fastnachtszeitung komme mit meinem Verlobungsessen ohne Brautpärlein, alles hast du mir auf den Hals geladen!"

Jetzt räuspert sich der alte Beeribrunner und rückt mit einem ernsthaften Vorschlage heraus.

„Ich wäre halt der Meinung, dieser Verlobungsschmaus solle gleich auch noch verwechselt werden. Den übernehmen wir, wenn es dir recht ist, Vettermann."

Enoch Ramsberger steht einen Augenblick wie versteinert. Hierauf macht er einen Luftsprung und schließt Semi Stöhr in seine Arme. „Du bist einfach ein Idealmensch! Dir sind von mir aus alle Sünden verziehen — bis auf eine einzige: daß du mir damalen die Partie weggezwackt hast. Und wenn es dir recht ist, so macht meine Wenigkeit gleich beim Essen mit, wir lernen uns dabei vielleicht sogar etwas näher kennen."

„Einverstanden!" bestätigt der Beeribrunner vergnügt. Und nun sagt ihm der Vetter, die hohle Hand vor den Mund haltend, etwas ins Ohr, freilich laut genug, daß es auch die andern verstehen können. „Das muß ich schon bekennen, Vettermann: mit der Kuh hab' ich dich erwischt. Das Luder schlägt wie ein Roß. Allerdings meistens nur beim Melken."

„Derlei Vetterstücklein nimmt man in den Kauf," gibt Samuel Stöhr guten Mutes zurück. „Ich bin darum doch mit dem Tag zufrieden. Man sagt nicht umsonst, es habe sich schon manche gefehlte Kuh gebessert, wenn sie in einen rechten Stall kam. — Und daß ich's nicht vergesse" — damit wendet er sich in recht galanter Weise mit einer Verneigung an Annette — „auch die Jungfer Bas ist allerfreundlichst zu dem Schmäuslein eingeladen. Das hilft ihr dann gleich ein wenig über das Studium hinweg."

„Mit dem Studium werd' ich schon allein fertig," erklärt Annette schnippisch. „Aber jetzt mit ans Essen zu kommen? Phuu! Nicht um ein Vermögen!"

„Ich habe dir leider etwas zu sagen vergessen," wendet sich der Rebhofer jetzt verstohlen an seine Tochter. „Der neue Verweser an der Bleikener Schule, Herr Fingerli, wird uns fünf oder sechs Stücke auf dem Klavier zum besten geben während dem Essen. So eine Art Tafelmusik. Ich habe ihm den Klimperlohn dummerweise schon ausbezahlt."

Annette fühlt sich plötzlich wie neugeboren. „Waas — Musik? Musik...!" Sie steht bereits am Spiegel, um sich noch schöner zu machen.

Außer ihr sind alle zum Aufbruch bereit. Enoch Ramsberger ist glücklich, sein Essen untergebracht zu haben. „Ich hätte die beste Lust, bis die dort fertig angezogen ist, meine Rede loszulassen, die ich auf den heutigen Abend bereitgemacht habe; nur müßte ich sie halt neu zu Faden schlagen, weil ein paar Gesätzlein nicht mehr passen."

„Ich glaube, du kommst ganz gut mit fünf Worten aus," meint Samuel Stöhr gelassen. „Es ist alles in Butter!"

Mohnblumen.

Es loht der Mohn wie junges Blut,
So morgenschön im Aehrengrund.
Die Sonne auf dem blauen Thron,
Sie lacht ihr Gold aus vollem Mund.

Es wandern Wolken, mollig, weiß,
Zu Mittag, unterm Himmelsdach.
Mohnblumen sehen duftend, heiß
Und sommermüde ihnen nach.

Die Abendglocke singt den Gruß
Vom alten Turm ins Hügeltal.
Der Mohn in mildem Feuerkuß
Erbebt in Freuden, tausendmal.

Ein Luftzug, odemleicht und sacht,
Bläst aus der Blüten bunte Zier.
Ihr lieben Lämplein, gute Nacht,
Die Sterne und der Mond sind hier.

Otto Hellmut Lienert.

Vichy,

die Königin der Badeorte, heute provisorische Hauptstadt Frankreichs.

Wer hätte nicht schon von den Vichy-Etat-Mineralwassern oder von dem Sel-Vichy und den Pastillen gehört, die ihrerseits aus den weltbekannten Wassern durch Verdunstung gewonnen werden? Und doch ist das mit einem Großteil der französischen Geschichte früher schon verbundene Städtchen am trägen Allier erst kürzlich, in der tragischsten Stunde des stolzen Frankenreiches, in den Lichtblick der ganzen Welt getreten. In Zentralfrankreich, am Rande der Auvergne ge-